

---

# Berliner Debatte Initial

---

## 3

---

24. Jg. 2013

### Auf der Jagd nach Gefühlen

Flam

Mit groben Pinselstrichen  
über den Emotional Turn

---

Verheyen

### Bürger als zärtliche Väter?

Zill

Monarchen als Modelle  
des Affektmanagements

---

Müller, Casula,  
Pickel

### Staatlichkeit in Russland

Busch

Wachstum und  
Wohlstand

## Autoren

**Matthias Bösinger**, M. A.,  
Soziologe, Berlin

**Ulrich Busch**, Dr. habil.,  
Finanzwissenschaftler, Berlin, Mitglied der  
Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu  
Berlin

**Philipp Casula**, Dr.,  
Soziologe, Universität Zürich

**Helena Flam**, Prof. Dr.,  
Soziologin, Universität Leipzig

**Benno Gammerl**, Dr.,  
Historiker, Max-Planck-Institut für  
Bildungsforschung Berlin

**Bettina Hitzer**, Dr.,  
Historikerin, Max-Planck-Institut für  
Bildungsforschung Berlin

**Wolf-Dietrich Junghanns**, Dr.,  
Philosoph, Stanford University,  
Berlin Study Center

**Eva Köppen**, M. A.,  
Philosophin, Berlin

**Adrian Klein**, M. A.,  
Islam- und Politikwissenschaftler, Martin-  
Luther-Universität Halle-Wittenberg

**Joseph D. Lewandowski**, Prof. Dr.,  
Philosoph, The Honors College, University  
of Central Missouri, Warrensburg

**Klaus Müller**, Prof. Dr.,  
Politikwissenschaftler, AGH University for  
Science and Technology, Krakau

**Andreas Pickel**, Prof. Dr.,  
Politikwissenschaftler, Trent University,  
Peterborough/Ontario

**Gregor Ritschel**, M. A.,  
Politikwissenschaftler, Martin-Luther-  
Universität Halle-Wittenberg

**Benjamin C. Seyd**, Diplom-Politikwissen-  
schaftler, Friedrich-Schiller-Universität Jena

**Jan Slaby**, Prof. Dr.,  
Philosoph, Freie Universität Berlin

**Nina Verheyen**, Dr.,  
Historikerin, Universität zu Köln, derzeit  
Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin

**Rüdiger Zill**, Dr.,  
Philosoph, Einstein Forum, Potsdam

**Veronika Zink**, M. A.,  
Soziologin, Freie Universität Berlin

# Auf der Jagd nach Gefühlen

Zusammengestellt von Eva Köppen

Editorial	2	TRANSFORMATION UND STAATLICHKEIT IN RUSSLAND	
AUF DER JAGD NACH GEFÜHLEN		<i>Klaus Müller</i> Staat und Transformation	89
<i>Helena Flam</i> Mit groben Pinselstrichen über den Emotional Turn	5	<i>Philipp Casula</i> Souveräne Demokratie, Populismus und Depolitisierung. Der politische Diskurs unter Putin	108
<i>Jan Slaby</i> Gekommen, um zu bleiben: Emotionen in der Philosophie	15	<i>Andreas Pickel</i> Transformationsforschung jenseits des Transitionsparadigmas. Kommentar zu Casula und Müller	118
<i>Benno Gammerl, Bettina Hitzer</i> Wohin mit den Gefühlen? Vergangenheit und Zukunft des Emotional Turn in den Geschichtswissenschaften	31	* * *	
<i>Nina Verheyen</i> Bürger als zärtliche Väter? Tagebücher, Briefe und Autobiographien des 19. Jahrhunderts im Vergleich	41	<i>Ulrich Busch</i> Wachstum und Wohlfahrt	122
<i>Rüdiger Zill</i> Vorbildliche Gefühle. Monarchen als Modelle des Affektmanagements	51	<i>Joseph D. Lewandowski</i> „Wir sind hier doch nicht‘ im Ghetto“ Über urbanes Leben und Boxgyms in den USA	138
<i>Veronika Zink</i> Prekäre Gefühle. Die Wirklichkeit der Innerlichkeit	65	BESPRECHUNGEN UND REZENSIONEN	
<i>Benjamin C. Seyd</i> „How does it feel?“ Zur sozial- und gefühlstheoretischen Problematik einer heiklen Frage	77	Slavoj Žižek: Das Jahr der gefährlichen Träume. Rezensiert von <i>Adrian Klein</i> und <i>Gregor Ritschel</i>	151
		Heinz Harbach: Computer und menschliches Verhalten. Rezensiert von <i>Matthias Bössinger</i>	155
		Wolfgang Behringer: Kulturgeschichte des Sports. Rezensiert von <i>Wolf-Dietrich Junghanns</i>	157

## Editorial

Emotionen spielen eine grundlegende Rolle in menschlichen Gemeinschaften. Kollektive Emotionen können zum Sturz ganzer Regierungen führen, strategisch eingesetzte Gefühlsäußerungen funktionieren als rhetorisches Mittel, um WählerInnen zu überzeugen, und „emotionale“ Produkte bringen Konsumenten dazu, diese zu kaufen. Auch Markennamen und Firmen haben verstärkt zum Ziel, mit bestimmten Gefühlen assoziiert zu werden, von denen der Konsument glaubt, er würde sie erleben, wenn er das entsprechende Produkt konsumiert. Dienstleistungen wurden in den letzten Jahrzehnten ebenfalls immer stärker emotionalisiert. Ob es sich dabei um den freundlich-kumpelhaften IKEA-Verkäufer handelt, der seinen Kunden duzt, oder um eine aggressiv-abweisend auftretende Bedienung im Berliner Szenelokal – in jedem Fall wird für ein bestimmtes emotionales Auftreten des Servicepersonals mitgezahlt, das wiederum ein Gefühl im Konsumenten auslöst. Schließlich lassen sich auch im privaten Bereich Veränderungen in der Emotionskultur wahrnehmen. Emotionale Etikette oder die Tabuisierung von Gefühlen scheinen in westlichen Gesellschaften kaum noch eine Rolle zu spielen.

Angesichts einer derart emotionszentrierten Kultur könnte es den Anschein haben, als würde der Ausdruck von Emotionalität heutzutage zunehmend zugelassen oder sogar gefordert. Dafür spricht unter anderem die populär gewordene „positive Psychologie“, die dafür eintritt, Emotionalität explizit zu äußern. Ähnlich wie das Konzept der „emotionalen Intelligenz“ steht sie allerdings im Verdacht, die komplexe Emotionalität des Menschen auf ungebührliche Weise zu vereinfachen und den Begriff, den wir bislang von Emotionalität hatten, von Grund auf zu verändern, wenn nicht gar zu beschädigen. Das Credo der positiven Psychologie, so die Kritik, bringt eine

oberflächliche, unkritische Spaßgesellschaft hervor, die zum Beispiel die Eskapaden einer korrupten Regierung lächelnd hinnimmt. Dabei führe die positive Geisteshaltung nicht einmal zur seichten Glückseligkeit. Vielmehr wird sie beschuldigt, es dem Einzelnen auch nicht leichter zu machen, denn ihm wird die vollständige Verantwortung für sein Gefühlsleben selbst dann auferlegt, wenn die Ursachen bestimmter Emotionen externer Natur sind.

Wie auch immer man emotionsbezogene Ratgeber für Organisationen oder Individuen bewerten mag, sie deuten darauf hin, dass bestimmte gesellschaftlich vorgegebene Gefühlsregeln, medial vermittelte Emotionscodes und emotionale Deutungsangebote die Emotionalität, die jedes Individuum an sich selbst wahrnimmt, beeinflussen. Dieser Umstand lässt sich als die politische Dimension von Gefühlen verstehen. In ihr liegt das gesellschaftliche Interesse an Emotionen begründet: Wie eine Gesellschaft Emotionen definiert und Möglichkeiten des Gefühlsausdrucks zulässt oder aber sanktioniert, scheint wesentlich zu sein für die emotionale Autonomie der Akteure.

In der Wissenschaft sind Publikationen über Gefühle und ihre Herkunft, ihre Funktionsweise und Bedeutung in den letzten Jahrzehnten sprunghaft angestiegen, begleitet von zahllosen Konferenzen sowie Exzellenzclustern. Der Emotional Turn – eine seit Anfang der 1980er Jahre konstatierte Wende hin zu Gefühlen als Forschungsfeld – hat sowohl in den Sozial- und Kulturwissenschaften als auch in den Naturwissenschaften deutliche Spuren hinterlassen. Das Thema „Emotionen“ ist nicht nur *en vogue*, es erleichtert auch den Zugang zur Forschungsförderung. Nach nunmehr drei Jahrzehnten andauernder Emotionsforschung ist es Zeit für kritische Reflexionen und Bestandsaufnahmen: Wieso lassen sich mit dem Thema „Emotionen“ so gut Forschungsgelder

einwerben? Was sagt uns die Emotionswissenschaft über gesellschaftlich relevante Fragen? Wählen wir einen Politiker eher, wenn er seine Gefühle zeigt oder wenn er sich affektiv zurückhält? Welche emotionalen Skripte werden uns von den Medien vorgegeben? Und vielleicht am wichtigsten: Was bedeutet all dies für unsere eigene, subjektiv wahrgenommene und ausgedrückte Emotionalität?

Um Fragen wie diesen auf den Grund zu gehen, versammelt der Heftschwerpunkt Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen. Die verschiedenen Ansätze eint der Fokus auf die „Jagd nach dem Gefühl“ – sei es die Suche des modernen Individuums nach ständig neuen affektiven Höhepunkten und „emotionaler Fitness“, sei es das Fahren nach der neuronalen Entsprechung von Gefühlen oder das Aufspüren jener kollektiven Emotionen und Gefühlsnormen, die Akteure disziplinieren sollen oder sie dazu bringen, sich zu solidarisieren und Konventionen zu hinterfragen.

Welche gesellschaftlichen Transformationen haben eigentlich dazu geführt, dass Emotionen für die Wissenschaften so interessant geworden sind? *Helena Flam* gibt eine historisch inspirierte Antwort, indem sie zeigt, wie die emotionale Dimension bestimmter gesellschaftlicher Transformationen von der Wissenschaft aufgegriffen wurde. Dabei wird der Bogen bis zur letzten Finanzkrise gespannt und diskutiert, wie die zeitgenössische Emotions- und Verhaltenspalette einen Beitrag zu dieser jüngsten gesellschaftlichen Katastrophe leisten konnte. *Jan Slaby* stärkt die philosophische Sicht auf das Thema Emotionen, indem er Theorien über existentielle Gefühle und emotionale Rationalität zusammenführt. Eine auf rational rekonstruierbare Sinngehalte ausgerichtete Philosophie wird durch das dynamische Potential der „affect theory“ herausgefordert. Slaby schlägt vor, eine subjektzentrierte Sicht durch ein phänomenologisches Verständnis von Affekten abzulösen, das das In-der-Welt-Sein der Gefühle in den Vordergrund stellt. *Bettina Hitzer* und *Benno Gammerl* beschreiben den Emotional Turn aus historischer Perspektive mit einer Mischung aus Begeisterung und Skepsis. Potenzial und Probleme historischer Theorien werden beleuchtet und für die Ge-

schichtswissenschaft fruchtbar gemacht. *Nina Verheyen* untersucht das emotional aufgeladene Schlagwort der „Neuen Väter“. Vor allem in der jüngeren Familienpolitik wurde versucht, väterliche Gefühle als Hebel einer neuen Politikstrategie zu nutzen. Vor dem Hintergrund der historischen Emotionsforschung zeigt Verheyen, wie durch die Selbstzeugnis-Forschung die Existenz vermeintlich gefühlvoller Väter im 19. Jahrhundert aufgedeckt wurde. Verheyen untersucht diese „Väter zum Anfassen“ und deren Inszenierung, vor allem in Bezug auf die heutige Tendenz, Politik mit Gefühlen zu machen. *Rüdiger Zill* beschäftigt sich mit den Leitfiguren „emotionaler Gemeinschaften“. Er analysiert, wie sich die emotionale Verfasstheit von Monarchen und Politikern im Laufe der Zeit änderte und zwischen Nähe und Distanz changierte. An der Schnittstelle von Emotionsforschung, Kulturgeschichte und Filmanalyse zeigt er, wie die Mächtigen verschiedener Epochen eine jeweils andere Emotionspolitik verfolgten und dabei mit den Medien kollaborierten (aber auch von ihnen instrumentalisiert wurden). Aus sozialphilosophischer Sicht hinterfragt *Veronika Zink* die allgegenwärtige Kultur der Emotionalität: Ob Fernsehsendungen nun „powered by emotion“ sind, Politiker ihre Gefühle offenbaren, in Castingshows gefühlsmäßige Achterbahnfahrten präsentiert werden oder eine Massenhysterie beim Begräbnis Michael Jacksons ausbricht – das extrovertierte und manchmal vulgäre Zurschaustellen von Gefühlen sowie die private Jagd nach immer neuen Gefühlserlebnissen scheinen Teil unserer Gesellschaft geworden zu sein. Zink fragt, ob man bestimmte Lebensstationen wirklich „in aller Tiefe“ gefühlsmäßig durchlebt hat, und skizziert Emotionen als überaus prekäre Grundlage für die Konstituierung eines „authentischen“ Selbst. *Benjamin Seyd* bezieht die gefühlstheoretische Wende auf eine Sozialtheorie, die an ihre Grenzen geführt wurde. Er wirft einen kritischen Blick auf physiologische Emotionstheorien und den emotionstheoretischen Konstruktivismus und stellt einen dritten Weg zu Debatte: den der „ungewissheitszentrierten Konzeption“ der Gefühle, die Dualismen und Defizite der Sozialtheorie überwinden helfen soll.

Die Beiträge des Nebenschwerpunkts entwickeln eine Perspektive auf die politische Entwicklung der späten Sowjetunion und der Russischen Föderation, die tiefer greift als die herkömmliche, vom normativen Paradigma geprägte Analyse und Wertung in der Dichotomie von Demokratie und Autokratie. *Klaus Müller* zeigt, dass die Herausbildung von demokratischen und marktwirtschaftlichen Elementen in der politischen und ökonomischen Praxis keineswegs das Ergebnis einer konsistenten Strategie von Institutionenbildung war, sondern gleichsam als ein „Beiprodukt“ aus entfesselten Machtkämpfen unterschiedlicher Art resultierte, welche sich aufgrund des bis Ende der 1990er Jahre fortschreitenden Zerfalls der wichtigsten staatlichen Strukturen jeglicher effektiver institutioneller Restriktionen entledigten. Die politische Entwicklung unter den Präsidenten Wladimir Putin und Dimitrij Medwedjew interpretiert er vornehmlich als eine Reorganisation von moderner Staatlichkeit, die zwar unverzichtbare Voraussetzung für die Entwicklung eines demokratischen Regimes wäre, für deren nachhaltige demokratische Ausrichtung es jedoch in allen relevanten Lagern an demokratisch orientierten Akteuren mangle. *Philipp Casula* argumentiert, dass diese autoritäre Reorganisation russischer Staatlichkeit durch einen politischen Diskurs gestützt wird, der demokratische, wirtschaftsliberale und traditionalistisch-nationalistische

Forderungen integriert, dem Regime auf diese Weise Stabilität, um nicht zu sagen: Legitimität verleiht, dabei allerdings alle Positionen bzw. Initiativen, welche den in diesem Diskurs repräsentierten „Grundkonsens“ bedrohen, als extremistisch stigmatisiert und auf repressive Weise verfolgt. *Andreas Pickel* weist in seinem Kommentar vor allem darauf hin, dass die von Müller und Casula hervorgehobene Bedeutung einer konsolidierten staatlichen Ordnung als einer zwar nicht hinreichenden, aber dennoch unabdinglichen Vorbedingung für Demokratisierung und Liberalisierung in der westlichen (öffentlichen wie akademischen) Kritik am gegenwärtigen russischen Regime und an Putin selten berücksichtigt wird. Dabei sei sie über den russischen Fall hinaus instruktiv, denn ohne gebührende Beachtung dieses Zusammenhangs bliebe auch die Entwicklung z. B. Chinas weitgehend unverstanden. Die Aufsätze dieses Nebenschwerpunktes gehen auf Vorträge der Konferenz „Zwanzig Jahre seit dem Ende der Sowjetunion. Wandel, Kontinuität und neue Fragen“ zurück, die im Dezember 2011 vom Kompetenznetz „Institutionen und institutioneller Wandel im Postsozialismus“ sowie vom Frankfurter Institut für Transformationsstudien der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) in Berlin veranstaltet wurde.

*Eva Köppen, Jan Wielgohs*

Joseph D. Lewandowski

## „Wir sind hier doch nich‘ im Ghetto“

Über urbanes Leben und Boxgyms in den USA\*

Man kann ohne Übertreibung sagen, dass professionelles Boxen, zumindest in den USA, untrennbar mit den Veränderungen des urbanen Lebens verbunden ist. Die US-Boxclubs sind seit über einem halben Jahrhundert mehr als nur physische Orte, die ein typischer Bestandteil des amerikanischen Großstadtmilieus sind. Wesentlich wichtiger ist, dass die Boxclubs und der Boxsport in den USA von einer ausgesprochen urbanen Kulturlandschaft geformt wurden, von einer Landschaft, die oft als „das Ghetto“ bezeichnet wird, oder – im Slang heutiger Ghettobewohner – als „the hood“<sup>1</sup>. Die fortdauernde Verwandlung der US-amerikanischen Ghettos in „Hoods“ hat nicht nur Auswirkungen auf das stark veränderte kulturelle Milieu heutiger Städte, sondern auch auf den professionellen Faustkampf – die vermutlich urbanste aller amerikanischen Sportarten.

Diese Transformation und die Einbettung des professionellen Boxens in das zeitgenössische amerikanische Stadtleben möchte ich im Folgenden näher untersuchen. Denn das Schicksal der Boxgyms<sup>2</sup> in den USA erlaubt einen Blick auf die größeren Zusammenhänge zwischen dem stark veränderten urbanen Milieu und dem aktuellen Zustand des Berufsboxens in den USA. Vereinfacht ausgedrückt: Das professionelle Boxen ist in den USA unvermeidlich mit der beschädigten Lebenswelt ihrer Ghettos verbunden und das offenbart sich am deutlichsten in den Existenzkämpfen der städtischen Boxgyms. Während die Ghettos grundlegende strukturelle Transformationen durchliefen, verringerte sich nicht nur ihre Anzahl, ihre Popularität und ihre Qualität, es sank auch ihr Ansehen unter den Anwohnern.

Ich werde versuchen, diese Aussage sowohl ethnographisch als auch historisch zu untermauern.<sup>3</sup> Zunächst greife ich auf meine mehrjährige Erfahrung als aktives Mitglied eines Boxclubs in Kansas City zurück, um gleichsam auf Straßenhöhe den Habitus eines prototypischen amerikanischen Boxgyms zu charakterisieren. Eine solche Herangehensweise auf der Mesoebene ist entscheidend für jede Untersuchung des Boxens, die die Einbettung der Boxer und der professionellen Boxgyms in das amerikanische Stadtleben konkret erfassen möchte. Davon ausgehend werde ich auf die Makroebene übergehen und die Geschichte und den vor nicht allzu langer Zeit erfolgten Niedergang von „Joe Frazier’s Gym“ erörtern – einem ehemals prominenten Boxclub im Norden Philadelphias, der nach der Schließung erst in einem Möbel-Discounter verwandelt und nun in das Nationale Verzeichnis historischer Stätten der USA aufgenommen wurde. In ihrer Kombination sollen die ethnographische Beschreibung des Gyms in Kansas City und der historische Abriss zu Fraziers Boxhalle als empirische Beispiele für das Argument dienen, das ich hier über die Entwicklungsrichtung des Berufsboxens und die dramatischen Veränderungen in dem Milieu, mit dem dieser Sport, so prekär seine Lage auch sein mag, in den USA weiterhin verbunden ist, vertreten möchte.

### I.

Die relative Unbekanntheit von Berufsboxern aus Orten wie Kansas City wird nur von den schäbigen und gesichtslosen Gyms übertroffen,

in denen sie trainieren. Während Detroit sich des „Kronk Boxing Gym“ rühmt, Brooklyn das „Gleason's“ und Los Angeles das „Wild Card“ haben, ist Kansas City die Heimat von Boxhallen und Boxern, deren Namen niemand außerhalb der Stadt selbst je gehört hat. Es handelt sich um Gyms mit Namen wie „Eastside“, „Whatsoever Boxing Club“ und „Authentic Boxing Club“, in welchem ich mehrere Jahre trainierte. Solche marginalen städtischen Boxgyms und die vielen durchschnittlichen Kämpfer, die dort trainieren, sind dennoch von großer Bedeutung für das professionelle Boxen. Diese Gyms stellen, um es unverblümt zu sagen, das Futter zur Verfügung, das der Sport benötigt: für ständig neue Boxerpaarungen und die Inszenierung von Kämpfen zwischen aufstrebenden Talenten und ihren „Gegnern“ [„opponents“<sup>4</sup>], gegen die sie ihre Fähigkeiten verfeinern und über die sie in der berechnenden Welt des Preisboxens voranschreiten. Kansas City wird zum Beispiel häufig und zu Recht von Trainern der Küstenstädte als guter Ort bezeichnet, um einen solchen „Aufbaugegner“ [„opponent“] zu finden. Tatsächlich besteht die einzige Gelegenheit, einen halbwegs etablierten Boxer aus dieser Stadt in einem landesweit ausgestrahlten Kampf zu sehen, mehr oder weniger nur dann, wenn ein aufstrebender Boxer eines Gyms wie „Gleason's“ plötzlich und schnell einen Ersatzgegner oder einen Vorkämpfer für das Programm der „Freitagabendkämpfe“ des Fernsehsenders ESPN benötigt.

Dennoch sind Boxer, die in Städten wie Kansas City leben und trainieren, typisch für diesen Sport, da sie sowohl der brutalen ökonomischen Logik des heutigen Preisboxens ausgesetzt als auch ein unersetzlicher Teil von ihr sind. Ungeachtet von Fragen der Fairness und Moral kann man im Boxen im Unterschied zu den meisten anderen Sportarten seinen Gegner selbst auswählen, und aus guten Gründen sollte man das auch tun. Die Auswahl des Gegners besonders für aufstrebende professionelle Kämpfer mit Talent und Potenzial ist von entscheidender Bedeutung, weil die Karrieredauer und die zukünftigen Einnahmen jedes Berufsboxers davon abhängen, dem „richtigen“ Gegner zum richtigen Zeitpunkt der Karriere zu begegnen – das gilt

für Boxer und Boxerinnen gleichermaßen. Ein Boxer, den es in seiner Karriere zu früh und/oder zu häufig im wahrsten Sinne des Wortes „hart trifft“ [„to be in tough“], indem er zur Unzeit gegen einen gleichwertigen oder potenziell besseren Kämpfer antritt, wird darunter mit großer Wahrscheinlichkeit körperlich und finanziell leiden.

Umgekehrt können professionelle Kämpfer, die langsam aufgebaut werden und denen Zeit gegeben wird, sich gegen schwächere „Gegner“ auszuprobieren, ihre Fähigkeiten zu perfektionieren und einen Sinn für den Ring [„ring sense“] auszubilden, zu Recht auf eine ökonomisch lohnende Karriere hoffen. Dennoch werden aufgrund des diesem Sport inhärenten körperlichen Abbaus auch diejenigen Boxer, die richtig aufgebaut wurden [„brought along“] und die einen gewissen wirtschaftlichen Erfolg im Preisboxen erreichen, in der Regel einmal zu „Gegnern“ – wenn ihre Zeit im Ring ihren Tribut fordert und ihre Fähigkeiten jäh nachlassen.

Sicherlich kommen nicht alle professionellen Boxer aus Städten wie Kansas City, aber wenn sie schlecht gemanagt werden oder zu lange kämpfen, beenden sie ihre Karriere fast immer bei Kampfabenden an Orten, die Kansas Citys zweitklassigen Kasinos oder seinem örtlichen Zeughaus, der „National Guard Armory“, nicht unähnlich sind. Ich konnte genau dieses Phänomen selbst direkt am Ring verfolgen, als Emanuel Augustus in einem Casino in Kansas City im Hauptkampf antrat: Der einstmals herausragende, ebenso schlagstarke wie technisch versierte Boxer [boxer-puncher], dessen epischer Kampf gegen Micky Ward im Jahr 2001 zum „ESPN-Kampf des Jahres“ ernannt wurde, befand sich deutlich sichtbar auf dem absteigenden Ast seiner Karriere und bot eine farblose Leistung, mit der er den Wanderboxer [journeyman] Marteze Logan nur knapp besiegte. Seitdem hat Augustus sechs von neun Kämpfen verloren, in denen er bloß noch als „Gegner mit Namen“ [„name opponent“<sup>5a</sup>] für aufstrebende junge Kämpfer wie Ruslan Provodnikov, Charles Hatley und Vernon Paris antrat.

## II.

Es war ein brütend heißer Nachmittag im Juli vor einigen Jahren, als es mir nach mehreren missglückten Versuchen endlich gelang, den „Authentic Boxing Club“ zu finden. Das 1998 gegründete Gym liegt in einiger Entfernung von der Brücke an der 12. Straße, im Keller eines der vielen verlassenen Warenhäuser des Industriegebietes von Kansas City, das seit dem 19. Jahrhundert als „West Bottoms“ bekannt ist. Heutzutage ist die Gegend eine Art Niemandsland, eine urbane Randzone, in der nur wenige Menschen leben, jedoch einige ausgeprägte städtische Strukturen und Akteure zusammenfinden.<sup>6</sup> In der Tat funktionieren die West Bottoms, wie viele andere Orte dieser Art, als Knotenpunkt und Magnet für verschiedene städtische Praktiken – nicht nur Boxen, sondern auch die Straßenprostitution (schlecht bezahlte und gefährliche Prostitution) findet hier einen Platz. Drogenhandel und Haustürenverkauf finden sich neben Straßenpredigern, Plünderern, Pfandleihern, Kredit- und Scheckhändlern und Vagabunden.

Ich fand die Halle oder genauer den Eingang zur Halle nur mit Hilfe eines Mannes, der, unterwegs mit seinen zwei Hunden, auf der Suche nach Essen und Aluminiumdosen eine Mülltonne durchwühlte: „Hallo, Entschuldigung, können Sie mir sagen, wo der ‚Authentic Boxing Club‘ ist?“, fragte ich. „Mann, Du stehst doch direkt vor dem Drecksladen“, antwortete er, als er, feindselig, durch den nachmittäglichen Dunst aus Staub und Hitze aufblickte. „Das?“, sagte ich und deutete auf das zweistöckige Gehäuse aus Backstein vor mir.

Er nickte. Das alte Warenhaus schien sowohl bedroht als auch bedrohlich – nach jahrelanger Vernachlässigung sah es aus, als wäre es dem Zusammenbruch unter seinem eigenen Gewicht gefährlich nahe. Diese Instabilität wiederum gab dem Gebäude die Ausstrahlung eines Ortes, den man besser nicht betritt. Ich umrundete das Warenhaus, weniger wie ein zukünftiges Gymmitglied, sondern mehr wie ein amateurhafter Bauinspektor. Die wenigen Fenster im Parterre waren versperert und abgedeckt. Der Kiesstreifen, der das Gebäude umgab, war mit Müll übersät und von mehreren ausgeschlachteten oder niedergebrannten Autos bedeckt. Eine Seite des Gebäudes hatte gar keine Fenster. Nur eine schwere Metalltür durchbrach den Backstein.

Abb. 1: Autowrack in West Bottoms



Abb. 2: Graffiti in West Bottoms



Abb. 3: Das Gebäude des „Authentic Boxing Club“



Abb. 4: Die Tür zum Boxgym



Als ich an diesem Tag die Tür öffnete, waren der Geruch und die Hitze erdrückend. Bud-Dum, Bud-Dum, Bud-Dum, Ding-Ding-Ding – die Geräusche der Boxsäcke und der Ringglocke erfüllten den Raum und vermischten sich mit den Hip-Hip-Rhythmen eines pochenden Ghettobusters. Doch man sah weder einen Ring noch Boxer. Zu meiner unmittelbaren Rechten befand sich eine Treppe. Von dort, wo ich stand, war nur ein kaputtes Telefon zu sehen, das von der Wand am Fuße der Treppe hing.

Ich zögerte und war kurz davor, wieder zu gehen, als eben dieses Telefon klingelte und ein Typ mit einem silbrigen Pferdeschwanz in mein Gesichtsfeld trat, um abzunehmen. Als er dies tat, entdeckte er mich und winkte mich nach unten. Ich begann, langsam die Stufen hinunterzugehen. Als ich unten angelangt war, hatte er aufgelegt.

„Neu hier?“, fragte er.

„Ähm, ja“, stammelte ich, während ich um die Ecke schielte und einen ersten Blick auf die Trainingshalle erhaschte.

„He, wir ham Frischfleisch hier“, rief er niemandem Bestimmten zu. „Wohnste in der Mission da drüben?“, fragte er.

„Ähm, nein, ich habe meine eigene Wohnung“, antwortete ich. Auf diese Frage war ich nicht gefasst gewesen.

„Ich bin Monty. Der Trainer is' nich' da heute. Komm morgen wieder. Trainingszeiten sind Montag bis Donnerstag von Fünf bis Acht, freitags bis Sieben.“

Als ich am nächsten Tag wiederkam, traf ich auf „Trainer Edgar“ [„Coach Edgar“], der mich in sein heruntergekommenes Büro mitnahm. In wenigen kurzen Sätzen erklärte ich ihm, dass ich in meiner Jugend in Milwaukee im Martin-Luther-King-Gemeindezentrum als Amateur geboxt hatte. Es sei aber wenigstens schon 20 Jahre her, dass ich das letzte Mal im Ring stand. Ich sagte, ich wolle trainieren, in Form kommen, an meinen Fähigkeiten arbeiten und ein guter Sparringspartner für seine jüngeren Kämpfer sein – oder im Boxjargon gesagt: Ich bot mich als „Gymboxer“ an.

„Was ist mit dir?“, fragte er. „Das is' hier kein Gesundheitsklub. Das Gym nimmt und gibt etwas. Hier unten schwitzt jeder denselben

Schweiß. Denkst du an Profi oder Amateur? Deinem Alter nach wäre Profi besser für dich. Wenn schon, dann kann man auch bezahlt werden. Un' ich kann steuern, gegen wen du antrittst, n' paar Kämpfe unter der Hand [smokers] für dich einfädeln. Gibt 'ne Menge Jungs, die nur kämpfen, um etwas Kohle zu machen. Denk' ma' drüber nach, was du vom Gym willst.“

„O.k.“, sagte ich. Ich fühlte mich überfordert und wechselte das Thema. „Und gibt es irgendwelche Gebühren oder Mitgliedsbeiträge oder sowas?“

„Nee“, antwortet Trainer Edgar, „keine Kosten, aber umsonst isses auch nich'; du zahlst mit Blut und Schweiß hier unten.“ Dann verkaufte er mir ein Paar Handbandagen und ich stimmte zu, am nächsten Tag anzufangen.

Wochen vergehen. Ohne Klimaanlage oder Lüfter ist die Halle so verdamm heiß, dass ich in den ersten Wochen fast in Ohnmacht falle. Doch schließlich beginnt sich die Arbeit gut anzufühlen und nach etwa einem weiteren Monat kommen einige meiner Fähigkeiten zurück. Die Feuchtigkeit, der Geruch und das Ungeziefer, die Hip-Hop-Texte, der Klang der Boxsäcke und die Glocke – das alles wird langsam wieder vertraut.

Das Gym ist ethnisch gemischt: Die meisten Boxer sind schwarz, der Rest teilt sich gleichmäßig in Mexikaner und Weiße auf. Später erfahre ich, dass die meisten der schwarzen Boxer östlich der Troost Avenue wohnen, in einem historisch schwarzen Viertel der Stadt, das schon immer ein Ort ethnischer Isolation und Abgeschlossenheit war. Die meisten der Mexikaner und weißen Boxer leben dagegen entweder in einem Gebiet, das als „Northeast“

Abb. 5: Der Parkplatz vor dem Gym, 17 Uhr



bekannt ist, oder in Kansas City, Kansas – beides sind ethnisch gemischte und größtenteils verarmte Teile des Stadtkerns von Kansas City.

Später in diesem Sommer dreht sich einer der Kerle während einer Pause zwischen den Runden am Plattformball zu mir und fragt: „Wie lange boxte schon?“

„Ich hab in meiner Jugend geboxt, ist aber schon ‘ne Weile her. Mehr als zwanzig Jahre“, antworte ich.

„Echt, so lange?“ Er macht eine Pause und fragt dann: „Warste im Knast?“

„Nein, nichts in der Art“, sage ich.

„Man nennt mich Little Mike“, sagt er.

„Ich bin Joseph“, antworte ich. Die Glocke läutet und wir widmen uns wieder den Säcken.

Dieser Austausch sorgt dafür, dass ich langsam auch von den anderen Männern im Gym wahrgenommen werde, und in den folgenden Monaten lerne ich die meisten der Boxer kennen. Da gibt es Rocky, den Sohn des Trainers. Mit Mitte Zwanzig hat Rocky schon oft als „Gegner“ in der lokalen Profiszene gedient. Der Verlust seines Kurzzeitgedächtnisses ist der Beweis dafür. Als ich ihn einmal fragte, wo sein nächster Kampf stattfinden wird, antwortete er: „Scheiße, Kumpel, ich hab‘ keine Ahnung. Wenn du dir für deinen Lebensunterhalt Schläge abholst, musst du drei oder fünf Ma‘ irgendwo gewesen sein, damit du dich erinnerst.“

Dann ist da Dennis, „The Punisher“ [„Der Bestrafer“]: Ein drahtiges Weltergewicht, auch Mitte Zwanzig und der beste Pound-for-Pound-Boxer unseres Gyms. Er ging später nach Las Vegas, um dort für einige Zeit zu trainieren. In der schmutzigen Umkleide hängt ein Poster, das Dennis neben Muhammad Ali zeigt. Darunter steht: „Auch er war einmal nur einer von vielen dünnen schwarzen Jungs.“ Ich habe nie erfahren, wer das Poster gemacht hat, doch ich mochte es. Natürlich gefiel es auch Dennis.

Außerdem sind da John, „The Terminator“ und Big Will, beides große Schwergewichte; Jesse, „The Mexican Assassin“ [„Der mexikanische Attentäter“], der ein sehr hitziges und aufbrausendes Wesen hat, Rafael, Maurice, Little Maurice (Maurices Sohn); Little John, Ernest, Bud, „Pretty Boy“ Keith [„Der Schöne“] und Greg, mein regelmäßiger Sparringpartner. Später im Herbst dieses Jahres erweist mir Greg

während eines heftigen Sparringkampfes den fragwürdigen Gefallen, meine Rippen schwer zu quetschen. Ich muss eine Auszeit nehmen, um mich zu erholen, und kann einen ganzen Monat in meinen Philosophievorlesungen nicht an die Tafel schreiben. Nur durch eine zufällige Begegnung auf dem Campus finde ich heraus, dass Greg ein Student an meiner Hochschule ist. Außerdem treffe ich Aaron, ein respektables Weltergewicht, der es später im selben Jahr schließlich schafft, gegen Julio Cesar Chavez Jr. im Madison Square Garden anzutreten. Aaron verlor zwar durch technischen K.O. in der dritten Runde, er hörte aber nie auf, von seinem Ausflug nach New York zu erzählen.

Zu dieser Zeit lerne ich auch die beste Boxerin des Gyms kennen, Franchesca, „The Chosen One“ [„Die Auserwählte“]. Ich erinnere mich an den Tag, als ein Filmteam in das Gym kam, um Interviews für ein Projekt zu führen. Es war etwa zu der Zeit, als Clint Eastwoods „Million Dollar Baby“ in den Kinos lief, und das Filmteam schien erpicht darauf, mit Franchesca zu sprechen und Parallelen zwischen ihr und der Hauptfigur des Films zu ziehen. Auf die Frage, was sie von dem Film halte, antwortete sie: „Keine Ahnung. Ich bin nur ein „Hundert Dollar Baby.“ Der monetäre Bezug war nicht einmal rhetorisch, denn professionelle Clubkämpfer verdienen in Orten wie Kansas City in der Regel 100 Dollar pro Runde, wobei 40 % der Gesamteinnahmen an ihren Promoter gehen.

Nach und nach lerne ich auch die anderen Akteure im Gym besser kennen: Frank, einer der Assistenten des Trainers; Monty, der Kerl mit dem Pferdeschwanz, ist, wie sich herausstellte, der Besitzer des Lagerhauses und anderer Gebäude in der Umgebung und auch der Promoter und Kampfvermittler des Clubs. Ich erfahre von Rocky und einigen der anderen Jungs, dass Montys andere Lagerhäuser kunstvoll ausgebaute Geisterhäuser sind, inklusive dauerhafter Installationen, Schauspieler und interaktiver Touren. Mit Namen wie „Der Rand der Hölle“ und „Das Biest“ sind diese Spukhäuser bei den Jugendlichen des Ortes legendär. Sie öffnen von Ende September bis Ende Oktober und verlangen von Ghettokindern, die sonst nichts zu tun haben, Eintrittspreise von 23 Dollar aufwärts. Monty engagiert dort

einige der Kämpfer, auch Rocky, damit sie die Eintrittskarten kontrollieren und die Menge unter Kontrolle halten. Soweit ich weiß, hilft das Geld, das Monty mit den Spukhäusern verdient, das Gym zu subventionieren. Die Jungs hassen Monty, den sie „kleine Schlampe“ [„lil' bitch“] nennen – wegen der Art und Weise, wie er sie zwingt, bei Kämpfen als „Gegner“ anzutreten oder kurzfristig einzuspringen und jeden Herbst in den Spukhäusern zu arbeiten.

Auch entdeckte ich langsam ein Kaleidoskop weiterer Personen – Ehefrauen, Freunde, Brüder, Schwestern, sehr viele Kinder und verschiedene Bekannte, die kommen und wieder gehen und häufig auf den vier oder fünf ramponierten Plastikstühlen sitzen, die sich entlang der Außenwand von Trainer Edgars Büro reihen. Dabei variiert das Spektrum an Charakteren von Tag zu Tag stark. An manchen Tagen sehe ich nur bekannte Gesichter. An anderen Tagen, besonders freitags, sind mir von den fünf oder sechs Trainierenden nur Rocky, Dennis und Aaron vertraut.

Neben Rocky, Dennis und Aaron gibt es noch den Boxer Erik, den ich recht gut kenne. Er ist ein Cruisergewicht mit einer 2–3-Kampfbilanz (d.h., zwei Siege–drei Niederlagen) und stammt aus Gary im Bundesstaat Indiana. Wie ich kommt er in der Regel schon früh in die Halle. Manchmal sehe ich ihn um die Ecke sitzen, kiffend an die Seite des Gebäudes gelehnt. Wir reden viel. Erik redet jede Menge Mist. Dabei ist er kein großer Boxer. Ich habe ihn einmal in einem lokalen Club kämpfen sehen: Er wurde in der zweiten Runde disqualifiziert, nachdem er seinen Gegner gepackt und ihn – wie beim Ringen – auf die Matte geworfen hatte.

Einmal, an einem späten Nachmittag Ende August, warteten Erik und ich darauf, dass Trainer Edgar die Halle aufschließt. Der Trainer hatte sich nicht verspätet, wir waren wieder einmal zu früh da. Und Erik sprach über die „Scheiße“, mit der er sich herumschlagen musste, weil er mit all diesen anderen „obdachlosen Arschlöchern“, wie er es ausdrückte, in der Mission lebte. Eine Prostituierte lief langsam vorbei, sie war auf dem Weg zu „Happy Gilmore's“, einem Eckladen in der Nähe, der eine Kombination aus Wechselstube für Schecks,

Abb. 6: „Happy Gilmore's“



Deli und Alkoholgeschäft darstellte und wo das Alltagsleben der „Hood“ immer in vollem Schwung war.

Als sie an uns vorbeigegangen war, schüttelte Erik den Kopf, wandte sich zu mir und sagte: „Mann, ich hab davon auch nicht so viel Ahnung, aber es gibt zwei Wege, Sachen zu machen – mit Stil und ohne. Jeder erkennt Stil... und ich hab' 'ne Menge davon. Es geht immer um Stil, Kumpel, immer um Stil...“

Einige Monate später ist Erik weg. Als ich Rocky frage, was passiert ist, sagt er schlicht, „Mein Pa hatte die Schnauze voll von ihm“. Von irgendjemandem erfuhr ich später, dass Erik schließlich in Ost-Los Angeles gelandet sei. Ich habe nie wieder von ihm gehört.

### III.

So wie Erik verschwinden auch viele andere Kämpfer, aber es tauchen auch immer wieder neue Leute auf. Im Laufe der Zeit erkenne

ich eine Art Initiationsritual, das den Eintritt dieser Neuzugänge in die Kultur des Gyms kennzeichnet. Diese jungen Männer – Jungs, in Wirklichkeit – kommen meistens sehr ähnlich gekleidet im Gym an: Sie tragen ihre Baseballkappen zur Seite gedreht oder haben sich ein Bandana über die Stirn geknotet. Ausgestattet mit Schmuck und Baggypants und einem „Shirt mit einem Team“ – Straßenslang für offizielle und recht teure NBA- oder NFL-Trikots – präsentieren sie die Art von urbanem „Ich“ und die Aura von Coolness, die man braucht, um in der „Hood“ zurechtzukommen.<sup>7</sup>

Jedes Mal betrachtete der Trainer sie misstrauisch, wenn sie die Treppe herunterstolzierten, und rief: „Du da, nimm‘ den Scheiß vom Schädel. Wir sind hier doch nich‘ im Ghetto.“ Natürlich gehorchten sie alle, wenn auch widerstrebend, in der Regel aber noch, bevor sie den Fuß der Treppe erreicht hatten. Dann verschwanden sie meist im Büro des Trainers für ein kurzes Einführungsgespräch. Manche kamen am nächsten Tag wieder, bereit zu trainieren. Viele andere nicht. Und die meisten von denen, die mit dem Training begannen, hielten es nicht länger als ein paar Wochen durch. Das Verhältnis zwischen dem Gym und der „Hood“ war einfach zu angespannt und belastet als dass sie es hätten bewältigen können.

Wie die Reaktion von Trainer Edgar auf die Ankunft der potentiellen Mitglieder deutlich macht, hat das Boxen in den USA eine komplexe Beziehung zu den Ghettos des amerikanischen urbanen Milieus. Wie das „Authentic“ liegen fast alle funktionierenden Boxgyms in den USA am Rand der Ghettos oder direkt in ihnen. Ihre Nähe zum Ghetto ist sowohl in physischer, sozio-ökonomischer als auch kultureller Hinsicht entscheidend. Denn, wie oben bemerkt, die städtischen Boxgyms und der gesamte Boxsport sind darauf angewiesen, dass ein breiter Strom von Anwohnern zu ihnen kommt, die bereit und fähig sind, sich den Qualen des Sports zu verschreiben, im Austausch gegen einen leicht angehobenen sozialen Status und die recht bescheidenen – und ausbeuterischen – Löhne, die ihnen für Kampfveranstaltungen in Schulsporthallen, Zeughäusern der Nationalgarde und, *wenn sie Glück haben*, in zweitklassigen Casinos bezahlt

werden. Insofern produziert das Ghetto in der Ökonomie des Preisboxens den Nachschub für diesen Sport in den USA.

Historisch gesehen waren es immer die Arbeiterviertel amerikanischer Städte wie das in Kansas City, deren Lebensumstände genau den Habitus förderten, der die Ghettabewohner mit Eigenschaften ausstatte, die Einzelne dazu führten, sich *als Boxer* auszuzeichnen: strapazierfähige Wahrnehmungsschemata, Tätigkeitsgewohnheiten, Einstellungen zu körperlicher Arbeit, insbesondere der Arbeit mit den Händen und Körpereinsatz. In den Jahren, in denen ich in Kansas City trainierte, sah ich wiederholt Beweise für diesen Prozess. Die sehr wenigen Boxer aus unseren Reihen, die einen moderaten professionellen Erfolg verbuchen konnten, hatten immer Arbeiterberufe, wie z.B. Schweißer, Schreiner, Flughafenpacker oder Arbeiter bei einem FedEx-Versandstandort. Die Öffnungszeiten des Gyms waren eben deshalb so angelegt, dass sie den prosaischen Rhythmen und Routinen einer Arbeiterklassenexistenz entsprachen. Die Halle war von Montag bis Donnerstag von fünf bis acht Uhr geöffnet und freitags von fünf bis sieben Uhr, „damit ich“ wie der Trainer sich ausdrückte, „rechtzeitig hier rauskomm‘, um die Freitagabendkämpfe zu sehen“. Während meiner Zeit im Gym wurde mir mithin klar, das Boxen ganz und gar nicht in negativem Sinne „Ghetto“ ist. Im Gegenteil, das Arbeitsethos des Berufsboxens ist in hohem Maße eine Ausdehnung und ein reflexiver Ausdruck des Arbeiterklassenethos: Es ist auf eine delikate Weise eingebettet in die „Hood“, aber nicht reduzierbar auf ihr kulturelles Milieu.<sup>8</sup>

Wir können diesen Gesichtspunkt mit Elijah Andersons ethnographischer Untersuchung der Normen und Formen der urbanen amerikanischen Straßenkultur untermauern, in der er eine normative Unterscheidung zwischen „straßenmäßig“ [„street“] und „anständig“ [„decent“] innerhalb dieses Milieus vornimmt.<sup>9</sup> In Andersons Arbeit wird die „Straße“ oder das „Straßenmäßige“ als ein Denk- und Handlungsmodus verstanden, der lediglich den rauen Code der Ghettokultur verkörpert und ausdrückt. „Anständig“ hingegen bezeichnet die mehr oder weniger selbstbewusste Artikulation einer alternativen Reihe von Normen inner-

halb der Begrenzungen des Ghettolebens. Mit Hilfe von Andersons Unterscheidung könnte man argumentieren, dass die Boxer aus Orten wie Kansas City zwar typischerweise von der „Straße“ kommen, ihre individuelle Identität, die den körperlichen Anstrengungen der Arbeiterklasse und den täglichen „sauberen“ Gewohnheiten des Boxerlebens verschrieben ist, jedoch dazu dienen kann, dass sie sich – wie geringfügig auch immer – als „anständig“ von diesem Milieu absetzen.

In der Konsequenz daraus muss Trainer Edgars Ermahnung der Gymneulinge – „wir sind hier doch nich' im Ghetto“ – wie auch Eriks introspektiver Kommentar zum „Stil“ als ein Versuch verstanden werden, die Unterschiede zwischen der Straßenkultur und der mit dieser verbundenen, aber deutlich andersartigen Kultur des Gyms explizit zu machen.

Die reflexive Kunst des „Codewechsels“, wie Anderson sie beschreibt, muss kultiviert und gemeistert werden; sie ist wesentlich für die Identität eines Boxers und den Erfolg eines städtischen Boxgyms. Denn während das Gym ein klar parasitäres Verhältnis zur „Hood“ hat, ist der relative Erfolg eines jeden Boxers aus diesem Milieu in nicht geringem Maße von den zur Arbeiterklasse gehörenden eingeschliffenen Gewohnheiten von Körper und Geist abhängig, die er (oder sie) mit zum Training bringt.

Wichtiger jedoch ist an dieser Stelle der Umstand, dass die heutigen amerikanischen Ghettos immer seltener auch nur annähernd eine solche reflexive Praktik und den dazugehörigen Habitus erzeugen. Kansas City hat den wohlverdienten Ruf, sehr durchschnittliche (und unterdurchschnittliche) „Gegner“ hervorzubringen, die es aus seinen „Hoods“ zieht. Eben diese Arbeiterghettos in Städten wie Kansas City haben jenen radikal historischen, ökonomischen und sozialen Kollaps erlebt, den William Julius Wilson so eindrucksvoll nachgewiesen hat.<sup>10</sup> Als Teil der gebauten urbanen Umwelt haben die Ghettos in den USA schon immer als Orte ethnischer Ballung, Trennung und Abgrenzung funktioniert. Wie Wilson jedoch zeigt, waren die Ghettos der Industriestädte in der Mitte des 20. Jahrhunderts eindeutig anders beschaffen als die heutiger Städte. Diese „alten“ Ghettos waren industrialisierte

und „institutionalisierte Ghettos“. Das heißt, sie waren Orte, an denen die Menschen wegen ihrer ethnischen Identität mehr oder weniger zu leben gezwungen waren. Dennoch waren die Anwohner zumeist in der Lage, innerhalb dieser institutionell stabilisierten Grenzen einer stark industrialisierten urbanen Lebenswelt eine „effektive soziale Kontrolle aufrechtzuerhalten und ihre gemeinsamen Ziele zu verwirklichen“<sup>11</sup>.

Anders gesagt, während Amerikas „alte“ Ghettos rassifizierte Orte von Segregation und Degradierung darstellten, waren sie zugleich *funktionierende Nachbarschaften* (und eben keine „Hoods“), die der Arbeiterklasse eine Vielzahl von Beschäftigungsmöglichkeiten boten sowie eine Infrastruktur und staatliche und kommerzielle Dienstleistungen. Die Bewohner, die zum allergrößten Teil der Arbeiterklasse angehörten, waren meistens in stabilen Produktionssektoren angestellt und erlebten in diesen Gemeinden ein relativ hohes Maß an „nachbarschaftlicher sozialer Organisation“<sup>12</sup>. Sie hatten Zugang zu einem ausgedehnten Angebot von formellen Institutionen, freiwilligen Assoziationen, informellen Netzwerken, kommerziellen Gütern, Gesundheitsdienstleistungen und öffentlichen Ressourcen. Aus historischer Perspektive kann man festhalten, dass solche industriellen und institutionellen Ghettos die ökonomischen Bedingungen und den Habitus für diejenigen Ghettopflichter schufen, die bescheiden erfolgreiche Profiboxer wurden. Allgemeiner gesagt dienten auch diese „alten“ Ghettos schon als Reservoir für das soziale und Humankapital des Boxsports in den USA. Nicht zufällig erreichte dieser Sport in den USA seinen Höhepunkt während einer Ära, als institutionelle Ghettos und städtische Fertigungsindustrien noch existierten.

Über mehrere Jahrzehnte haben sich tiefgreifende Verschiebungen, weg von den massiven Fertigungsindustrien, hin zur Dienstleistungs- und Informationswirtschaft vollzogen. Diese Veränderungen, der damit einhergehende „progressive“ Sturm der ökonomischen Globalisierung und die aggressive Anwendung neo-liberaler marktwirtschaftlicher Programme sowie die gleichzeitige Zerstörung der Überreste des Sozialstaates haben die „alten“ industriell-

institutionellen Ghettos zu dem gemacht, was Wilson die „joblosen Ghettos“ nennt. Diese „neuen“ Ghettos – stark entvölkerte Orte mit chronischer Erwerbslosigkeit, generationenübergreifender Armut, Unordnung und Unruhen – konstituieren heute die „Hood“ der post-industriellen Städte in den USA. Sie stellen das zeitgenössische „Material“ und die normativen Konditionen bereit, aus denen der Großteil der heutigen Berufsboxer kommt.<sup>13</sup> Im Gegensatz zu den industriell-institutionellen Ghettos der vergangenen Generationen fehlt in diesen neueren „post-industriellen“ joblosen Ghettos fast gänzlich jene Art von Habitus, der einstmal die reiche Boxtradition der USA hervorbrachte.

#### IV.

Die hier aus ethnographischer Perspektive betrachtete Verflechtung der Geschichte des professionellen Boxens mit der des post-industriellen joblosen Ghettos findet eine aufschlussreiche und prominente Entsprechung im Aufstieg und späteren unaufhaltsamen Niedergang von „Joe Frazier’s Boxing Gym“ in Nord-Philadelphia (North Philly). In Anbetracht der langen und reichen Geschichte des Boxens in Philadelphia wirft die Misere von „Frazier’s Gym“ ein harsches Licht auf die Zusammenhänge zwischen der Entwicklung von „Frazier’s Gym“ und dem Ruin von North Philly. Wie wir sehen werden, demonstriert das Schicksal von „Frazier’s Gym“ – ähnlich dem Fall des „Authentic Boxing“ – wie die historischen Entwicklungen des urbanen Lebens im Ghetto und des Profiboxens untrennbar miteinander verbunden sind – sogar im Fall eines urbanen Boxclubs, der sich in einer „Kampfstadt“ befindet und mit einem der bekanntesten Schwergewichte überhaupt verknüpft ist.

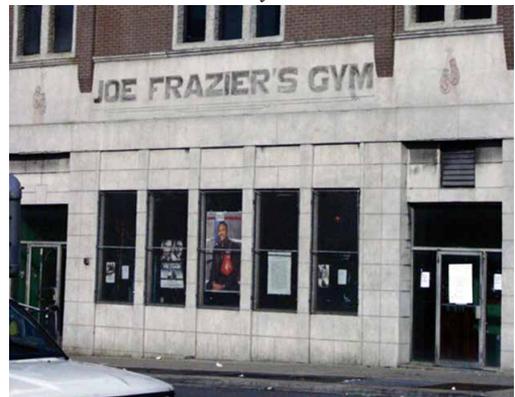
Die Geschichte von North Philly ist nicht ungewöhnlich. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts löste die Industrialisierung einen rapiden Bevölkerungsanstieg aus. Dieser wiederum veränderte die urbane Landschaft der Stadt, indem das großzügige Stadtraster von Nord-Philadelphia in kleinere Parzellen unterteilt wurde, auf denen Reihenhäuser aus Backstein gebaut wurden,

um den steigenden Wohnungsbedarf der Arbeiterfamilien zu befriedigen. In der Gegend wurden Wachstum und Entwicklung durch eine Ausweitung des Gewerbes und die Vermehrung der Fabrikationsstandorte beschleunigt, auch durch Arbeitsmigration aus Europa und vor allem durch eine hohe Binnenmigration afro-amerikanischer Familien aus dem ländlichen Süden. Auf diese Weise hatte sich Mitte des 20. Jahrhunderts im Norden Philadelphias ein industriell-institutionelles Ghetto etabliert.

Im Kontext dieses vertrauten Verlaufs amerikanischer Stadtentwicklung geschah es, dass einige Jahrzehnte später ein 100 Jahre altes, etwa 2.800 m<sup>2</sup> großes ehemaliges Holzlager in der 2917 North Broad Street einem gewissen Joe Frazier und seiner Investmentfirma Cloverlay ins Auge fiel. In den späten sechziger Jahren hatte Frazier (1944–2011), der in Beaufort, in South Carolina, geboren worden war, nach einem passenden Trainingsort gesucht. Der Raum wurde entsprechend umgebaut und 1968 zuerst unter dem Namen „Cloverlay Gym“ eröffnet. Frazier trainierte dort seine gesamte Karriere hindurch und lebte während vieler Trainingslager in den Räumen über der Halle. Nach seinem Rücktritt im Jahr 1976 machte er das kleine schmutzige Appartement darüber zu seinem festen Wohnsitz, so dass er sich nur noch dem Gym und der von ihm adoptierten Nachbarschaft von Nord Philly widmen konnte.

Fraziers Ankunft in Philadelphia und die Eröffnung eines Boxgyms im North Philly der späten Sechziger erfolgten zu einem be-

Abb. 7: „Joe Frazier’s Gym“



merkenswerten Zeitpunkt in der Geschichte dieses Ghettos und so vieler anderer seiner Art in den USA. Denn schon zu Beginn des Jahrzehnts, als Philadelphias Gewerbe und Fabriken zu scheitern begannen, wurde North Phillys industriell-institutionelles Ghetto langsam, wenn anfangs auch nur unmerklich, zu einem joblosen „post-industriellen“ Ghetto. In den achtziger Jahren war das Gebiet rund um „Frazier's Gym“, das von seinen Bewohnern „Badlands“ [„Ödland“] genannt wird, schon von baulichem Verfall und einem steilen ökonomischen Abstieg betroffen. Als das eine Ghetto starb und an seiner Stelle ein gänzlich anderes entstand, begann das Gebäude, in dem einer der berühmtesten und besten amerikanischen Schwergewichtschampions aller Zeiten trainiert hatte und in dem er nun lebte, zu verkümmern.

Während die Geschichte von „Frazier's Gym“ und seiner Umgebung in den USA nur wenig Beachtung fand, interviewten und filmten der britische Regisseur John Dower und seine Crew 2006 und 2007 Frazier für die Dokumentation „Thrilla in Manila“. <sup>14</sup> In mehreren Gesprächen mit ihm, die im Gym und der Umgebung stattfanden, fängt die Dokumentation die Armut und Not der „Badlands“ ein, darunter auch die baufällige Halle und das vollgestopfte Apartment, in dem Frazier seine letzten Jahre verbringen sollte. In einem besonders ergreifenden Gesprächsmoment sinnt Frazier über die „Hood“ nach, die sein Gym und seine Wohnung umgibt, und bemerkt gegenüber dem Interviewer wehmütig, dass er sich dort nicht fürchte, denn dies seien schließlich „seine Leute“. <sup>15</sup>

Abb. 8: Joe Frazier im Ring seines Boxgyms



2008 wurde „Frazier's Gym“ geschlossen und an die britische Boxerin Marianne Marston verkauft, die von London nach Philadelphia umgezogen war, um bei Frazier und seinem Sohn Marvin zu trainieren. Danach wurde die Immobilie an den lokalen Möbel-Discounter „In & Out“ vermietet. Zu dieser Zeit stand auf dem Dach auch die verblasste und recht komische Werbetafel für eine Autowerkstatt mit dem Slogan: „Wir hauen ihre Beulen raus.“

Abb. 9: Der Möbel-Discounter „In & Out. Furniture & Bedding Factory Outlet“



Im Jahr 2011 war das Gebäude von „Joe Frazier's Gym“ zum Verkauf für 999.000 Dollar ausgeschrieben, also zu einem Preis, der damals höchstwahrscheinlich nicht zu erzielen war. Dank des Interesses eines Professors und einiger seiner Studenten von der nahegelegenen Temple University wurden die nationalen Medien auf das Schicksal der Immobilie aufmerksam und eine Aktion zur „Rettung“ von „Frazier's Gym“ wurde ins Leben gerufen. 2012 wurde es durch den Nationalen Fonds für historischen

Denkmalschutz auf die Liste der elf meistgefährdeten historischen Orte der USA gesetzt.<sup>16</sup> Im Frühjahr 2013 wurde der Ort schließlich in das Nationale Verzeichnis historischer Orte aufgenommen. Diese Registrierung schützt das Gym für immer vor nachteiligen Veränderungen oder gar Abriss. Mit anderen Worten, Joe Frazier's Gym ist nun eine Art staatlich geschütztes, wenn auch leeres Museum.

Es gibt sicherlich offensichtliche personelle Gründe für das dramatische Scheitern des Gyms. Frazier, der das Gebäude zum Ausgleich für unbezahlte Steuern verlor, war – wie die meisten Boxer – kein guter Geschäftsmann und umgab sich mit zweifelhaften Mitarbeitern und Finanzberatern. Gleichwohl muss das Schicksal des Gyms auch im Kontext seiner veränderten städtischen Umgebung betrachtet werden. Es spricht Bände, dass die Bemühungen zur „Rettung“ von „Joe Frazier's Gym“ weder von den Anwohnern der „Hood“ ausgingen noch von Illusionen über eine mögliche Sanierung als ein *funktionierendes Boxgym* getragen wurden. Stattdessen war das Ziel der Gruppe von der Temple University lediglich, das ehemalige Gym in ein historisch geschütztes Museum umzuwandeln,<sup>17</sup> denn die „Badlands“ sind heute wohl kaum mehr ein fruchtbarer Boden für ein professionelles Boxgym – allerdings auch nicht für ein Museum.

Daten des US-Zensus über den Bezirk, in dem „Frazier's Gym“ liegt, zeigen die vollständige Auflösung eines ehemals sozio-ökonomisch lebendigen (industriell-institutionalisierten) Ghettos und die harte Lebenswirklichkeit der „Badlands“. Von den im Jahr 2010 36.268 Bewohnern waren 94 % Afroamerikaner, die Arbeitslosenquote betrug 52 % und das Durchschnittseinkommen einer vierköpfigen Familie 18.777 Dollar (im Bundesstaat Pennsylvania liegt der Durchschnitt bei 40.106 Dollar). Der durchschnittliche Preis für Wohnhäuser schwankt zurzeit um einen Betrag von 25.000 Dollar und die Leerstandsrate der Immobilien beträgt fast 25 %. Nur 36 % der „Badlands“-Bewohner verfügen über einen High-School-Abschluss. Die örtliche Schule „George Clymer Elementary“ befindet sich in einem permanent erscheinenden Krisenzustand, wie die meisten Schulen in den neuen Ghettos der USA.

Abb. 10: Graffiti in den „Badlands“



Abb. 11: Wohnhäuser in den „Badlands“



In standardisierten Tests des Bundesstaates Pennsylvania haben nur 28 % der Schüler der achten Klasse der „George Clymer Elementary“ das Normalniveau in Mathematik erreicht. In den Naturwissenschaften war der Anteil der Schüler mit einem befriedigende Ergebnis mit 14 % noch niedriger. Weniger als die Hälfte (42 %) aller Achtklässler der Schule können auf dem normalen Niveau für diese Stufe lesen und schreiben. Die nächste Generation der „Badlands“-Jugend wächst in einer düsteren Lebenswelt auf, die nicht einmal die einfachsten Einrichtungen und Dienste aufrechterhalten, geschweige denn die Aussicht auf einen Beruf als Boxer tragen kann.

## Der gemeinsame Niedergang: Das amerikanische Ghetto und der urbane Boxsport

Auf entscheidende Weise dienen die nur marginale Bedeutung des „Authentic Boxing Club“ in Kansas Citys West Bottoms und das Ende von „Joe Frazier's Gym“ in den Badlands Nord-Philadelphias sowohl als materielle Artefakte des Niedergangs des Berufsboxens in den USA als auch als Beleg für die raue strukturelle Transformation der amerikanischen Ghettos. Wie erörtert sind das Boxen und das Leben im Ghetto im amerikanischen Kontext eng miteinander verwoben. Die industriell-institutionellen Ghettos der USA waren – trotz ihrer Funktion als Orte ethnischer Ballung, Teilung und Abgrenzung – einstmals ein geeignetes Milieu für Profiboxen als einem authentischen Sport der Arbeiterklasse. Die heutigen „post-industriellen“ joblosen Ghettos jedoch sind höchst ungeeignet, um die Art von Dispositionen und Praktiken zu generieren, die historisch das Lebenselixier dieser Profession waren.

In der Tat erlebt das Ghetto, auf das sich Trainer Edgar rituell bezieht, tiefgreifende Veränderungen – Veränderungen, die eine Lebenswelt erzeugt haben, die in wesentlichen Teilen nicht im Einklang stehen mit den Gewohnheiten von Körper und Geist, welche die notwendigen Mindestanforderungen für eine auch nur durchschnittlich erfolgreiche, professionelle Boxkarriere darstellen. Denn, Trainer Edgars Ermahnung zum Trotz, der Habitus der „Hood“ sitzt tief und kann nicht einfach durch das Entfernen eines Bandanas oder einer Baseballmütze abgelegt werden. Fraziers losgelöste Bemerkungen über „seine Leute“ veranschaulichen auf ähnliche Weise ein nicht in Übereinstimmung mit der Entwicklung stehendes, instruktives Moment. In Wahrheit bedeutet die Entstehung einer neuen Art von Ghetto in North Philly, dass Fraziers „Leute“ auf vielfältige Weise nicht mehr die „seinen“ sind; sie bewohnen eine fast vollständig andere Welt als jene, die Frazier vor fünfzig Jahren kannte.

Es entbehrt daher nicht einer gewissen Ironie und erscheint zugleich höchst plausibel, dass sein Gym nun ein Museum in einem Ge-

bäude geworden ist, das von einer staatlichen Einrichtung geschützt wird, welche sich der historischen Bewahrung verschrieben hat – in einer „Hood“, die ihrerseits aller Wahrscheinlichkeit nach *nicht* vom Staat gerettet werden wird. Nicht weniger ironisch ist vielleicht, dass das wirtschaftliche Überleben eines schmutzigen und abseits gelegenen Gyms in Kansas Citys West Bottoms vom Erfolg einiger Geisterhäuser in der Nachbarschaft abhängt. Doch dies sind die Auswirkungen des heutigen urbanen Lebens auf die Gegenwart des Profiboxens und der Boxgyms in den USA. Der Niedergang der industriell-institutionellen Ghettos in den USA hat nicht nur die Lebensweise der Arbeiterklasse untergraben, sondern auch die Lebendigkeit und Ausstrahlung eines professionellen Sports, der über ein halbes Jahrhundert lang von dieser Art zu leben untrennbar war.

*Aus dem Amerikanischen übersetzt von Anne Ganzert, von der Redaktion bearbeitet.*

## Anmerkungen

\* Der Aufsatz beruht auf einem Text, den ich im September 2012 anlässlich der 30. Jahreskonferenz der „British Society of Sport History“ an der Universität Glasgow vorgetragen habe. Ich bin dankbar für die hilfreichen Hinweise, die ich dort erhielt, und habe versucht, diese bei der Überarbeitung zu berücksichtigen.

- 1 „Hood“ ist eine Verkürzung von „neighborhood“: die Nachbarschaft. [A.d.Ü.]
- 2 „Gym“ ist ein Anglizismus, der im Deutschen synonym für Boxklub verwendet wird, jedoch neben den Trainingsräumen selbst auch einen spezifischen Soziotop bezeichnet. [A.d.Ü.]
- 3 Für eine explizitere philosophische Untersuchung des Boxens siehe zum Beispiel: Joseph Lewandowski: *Boxing: The Sweet Science of Constraints*, in: *Journal of the Philosophy of Sport*, 31.4 (2007), 26-38. Weiterreichende historisch-kulturelle Betrachtungen zum Boxen und amerikanischen Leben finden sich in Carlo Rotellas „*Good With Their Hands: Boxers, Bluesman, and Other Characters From the Rust Belt*“ (Berkeley: University of California Press 2002) und Jeffrey Sammons „*Beyond the Ring: The Role of Boxing in American Society*“ (Urbana, IL: University of Illinois Press 1988).
- 4 Unter einem „opponent“ versteht man im Pro-

- fiboxen nicht einen gleichwertigen oder überlegenden Gegner, der eine ernstzunehmende Herausforderung darstellt, sondern einen sorgfältig ausgesuchten „Aufbauegner“, gegen den man gewinnen soll, um die eigene Kampfbilanz zu verbessern.
- 5 Unter „name opponent“ versteht man einen ehemals zumindest teilweise erfolgreichen Berufsboxer, der nunmehr am Ende seiner Karriere wieder die Rolle eines nicht (mehr) ernstzunehmenden Gegners einnimmt.
  - 6 Selbst hier gibt es, wenn bislang auch nur sehr schwache, Anzeichen einer Gentrifizierung, insofern Künstler damit begonnen haben, alte Lagerhäuser in loft-ähnliche Studios zu verwandeln.
  - 7 Das urbane Selbstverständnis und die „Epistemologie des Coolen“ analysiere ich ausführlicher in: Joseph Lewandowski: *Rescuing Critique: On the Ghetto Photography of Camilo Vergara*, in: *Theory, Culture & Society*, 25 (2008)7-8, 285-308.
  - 8 Das halte ich für die zentrale Einsicht von Loïc Wacquants Studie „*Body and Soul: Notes of an Apprentice Boxer*“ (Oxford: Oxford University Press 2004 [deutsche Übersetzung aus dem französischen Original: *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*. Konstanz: UVK 2003 – A.d.Ü.]). Hier wird der proletarische Charakter des Boxsport klar herausarbeitet und auch die komplexe kulturelle Funktion des Boxens als Marker für Autonomie, Abgrenzung und Respekt im US-amerikanischen Ghetto erklärt.
  - 9 Siehe Elijah Anderson: *Streetwise: Race, Class, and Change in an Urban Community*, Chicago: University of Chicago Press 1992, und besonders: ders.: *Code of the Street: Decency, Violence, and the Moral Life of the Inner City*, New York: Norton 2000.
  - 10 William Julius Wilson: *When Work Disappears: The World of the New Urban Poor*, New York: Random House 1996.
  - 11 Ebd., 20.
  - 12 Ebd., 20.
  - 13 Eine überzeugende foto-ethnografische Deutung dieser neuen Ghettos gibt Camilo Vergara: *The New American Ghetto*, New Brunswick, NJ: Rutgers University Press 1995.
  - 14 „*Thrilla in Manila*“ (2008), DVD: Time Life Entertainment, 2009.
  - 15 Eine noch intimere filmische Annäherung an Fraziers Leben gelingt „*Joe Frazier: When the Smoke Clears*“ (2010, DVD: SRO Sports Entertainment, 2013).
  - 16 Die geradezu händeringende Berichterstattung der „*New York Times*“ (12.09.2012) war insofern aufschlussreich, als dass sie unvermeidlicherweise deutlich machte, wer genau daran interessiert ist, Fraziers Gym zu „retten“ – hauptsächlich Denkmalschützer und örtliche Akademiker – und wer nicht – die Anwohner, die sicherlich dringendere Probleme zu bewältigen haben.
  - 17 Festzuhalten ist außerdem, dass die Stadt Philadelphia, die das Erbe von Joe Frazier und seinem Gym größtenteils ignoriert hat, es für angebracht hielt, eine Statue zu Ehren von Rocky Balboa aufzustellen, also für jenen Hollywood-Boxer, dessen berühmte Trainingsrunden mit Rinderhälften im „*Rocky*“-Film direkt aus Fraziers tatsächlichem Trainingsplan in Philadelphias Fleischverpackungsfabrik „*Cross Brothers Meatpacking Co.*“ entlehnt wurden.

## Abbildungsnachweis

1. Autowrack in West Bottoms: Joseph D. Lewandowski.
2. Graffiti in West Bottoms: Joseph D. Lewandowski.
3. Das Gebäude des „Authentic Boxing Club“: Joseph D. Lewandowski.
4. Die Tür zum Boxgym: Joseph D. Lewandowski.
5. Der Parkplatz vor dem Gym, 17 Uhr: Joseph D. Lewandowski.
6. „Happy Gilmore’s“: Joseph D. Lewandowski.
7. „Joe Frazier’s Gym“: Mel McKrell.
8. Joe Frazier im Ring seines Boxgyms: Al Bello.
9. Der Möbel-Discounter „In & Out. Furniture & Bedding Factory Outlet“: Ben Leech.
10. Graffiti in den „Badlands“: [www.puregraffiti.com](http://www.puregraffiti.com).
11. Wohnhäuser in den „Badlands“: Daniel Sandoval.

# Berliner Debatte Initial 24 (2013) 3

Sozial- und geisteswissenschaftliches Journal

© **Berliner Debatte Initial** e.V., Vorsitzender Erhard Crome, Ehrenpräsident Peter Ruben. Berliner Debatte Initial erscheint viermal jährlich.

**Redaktionsrat:** Harald Bluhm, Wladislaw Hedeler, Cathleen Kantner, Rainer Land, Udo Tietz, Andreas Willisch.

**Redaktion:** Ulrich Busch, Erhard Crome, Wolf-Dietrich Junghanns, Raj Kollmorgen, Thomas Müller, Robert Stock, Dag Tanneberg, Matthias Weinhold. Redaktionelle Mitarbeit: Jonas Frister, Johanna Wischner.

**Verantwortlicher Redakteur:** Jan Wielgohs, in Vertretung Thomas Müller. V.i.S.P. für dieses Heft: Thomas Müller.

**Copyright** für einzelne Beiträge ist bei der Redaktion zu erfragen.

**E-Mail:** [redaktion@berlinerdebatte.de](mailto:redaktion@berlinerdebatte.de)  
**www.berlinerdebatte.de**

**Berliner Debatte Initial** erscheint bei WeltTrends, c/o Universität Potsdam, August-Bebel-Straße 89, D-14482 Potsdam, Tel. +49/331/977 45 40, Fax +49/331/977 46 96  
**www.welttrends.de**

**Preise:** Einzelheft: 15 €  
Jahresabonnement: 40 €, Institutionen 45 €, Studenten, Rentner und Arbeitslose 25 €. Ermäßigte Abos bitte nur direkt bei *Berliner Debatte Initial* bestellen. Nachweis (Kopie) beilegen. Das Abonnement gilt jeweils für ein Jahr und verlängert sich um jeweils ein Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

**Bestellungen:** Einzelhefte im Buchhandel; Einzelhefte (gedruckt oder als PDF) und einzelne Artikel (als PDF) im Webshop: [www.berlinerdebatte.de](http://www.berlinerdebatte.de) oder per E-Mail: [bestellung@berlinerdebatte.de](mailto:bestellung@berlinerdebatte.de) oder telefonisch: +49/331/977 45 75 (Büro WeltTrends)